

**Zeitschrift:** Schweizerisches Archiv für Volkskunde = Archives suisses des traditions populaires  
**Herausgeber:** Schweizerische Gesellschaft für Volkskunde  
**Band:** 99 (2003)  
**Heft:** 2

**Artikel:** Feldforschung als Therapie?  
**Autor:** Hörz, Peter F.N.  
**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-118153>

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

**Download PDF:** 22.01.2025

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

## Feldforschung als Therapie?

Peter F.N. Hörz

### Feldforschung – naheliegend

Die naheliegendste Form ethnographischer Wissensbildung – so habe ich es vor geraumer Zeit in einer Professoren-Sprechstunde mit auf den Weg bekommen – bestehe doch wohl darin, dass man das handelnde Subjekt, also etwa den Bauern, den Arbeiter oder den Skateboarder, nach Sinn und Zweck seines Tuns *befrage*. Ich habe meinem Lehrer nicht widersprochen und will den vorliegenden Text weder als verspäteten Widerspruch noch als Antifeldforschungs-Manifest verstanden wissen, zumal deshalb, weil es ja in der Tat *naheliegend* ist, «das Volk», den Gegenstand ethnographischen Interesses, nach allem zu fragen, was man wissen will. *Naheliegend* ist dabei das, was *nahe liegt*; etwas, was man glaubt, ohne langwierige Umwege in Angriff nehmen zu können. Man beachte jedoch: *Naheliegend* ist kein Synonym für *einfach*, und das ist gut so, denn einfach ist Feldforschung schon zu Riehls Zeiten nicht gewesen, auch wenn Riehl sich die Feldforschung mitunter einfacher gemacht hat, als man es bei der Lektüre seiner Bücher glauben würde.<sup>1</sup>

Naheliegend sind Feldforschungen in der Ethnographie immer und überall, und sie sind seit den Anfängen stets ein Eckstein am Fundament der Fachidentität gewesen. Lebensnah, *echt* und *ganz dicht* am Volk wollte die Ethnographie immer schon sein, und genau genommen haben die Volkskundler diesen Anspruch nie in die Rumpelkammer gestellt (wenigstens haben sie nie die Türe geschlossen). Im Laufe der Fachgeschichte allerdings variieren die Vorstellungen davon, was mit den Ideen von *Lebensnähe* und *Echtheit* gemeint sein könnte und mit welchen Mitteln diese Ziel-Vor-Stellungen zu erreichen sein könnten. Attraktiv ist volkskundliche Feldforschung offenbar immer gewesen. Attraktiv für jene, welche sie durchgeführt und wohl auch für jene, welche die Produkte dieser Feldforschungen gekauft bzw. die Feldforschungen finanziert haben. Und attraktiv sind Feldforschungen auch heute noch. Und sie sind so naheliegend, dass sich mitunter jene des unethnographischen Verhaltens verdächtig machen, die sich trauen, mehr als 50 Seiten ohne Interviews und Beobachtungen und ohne die Produkte des *ethnographischen Blicks* (von dem manche glauben, er habe etwas mit *Voyeurismus* gemeinsam) zu schreiben.

Gewiss, man hört zuweilen von Lehnstuhlethnologen, die davon überzeugt seien, Kunde vom Volk sei machbar, ohne jemals ins Feld zu gehen. Natürlich hat man auch schon einmal vernommen, dass sich einzelne Fachvertreter nicht auf *das Volk*, also den Gegenstand ethnographischer Forschungen, einlassen mögen, sich vor zu viel menschlicher Nähe fürchten und die Gerüche fremder Wohnungen oder billiger Gasthäuser scheuen. Gerüchte? Legenden? Halbwahrheiten? Egal, denn sicher ist, dass es derartige Gefühle gibt, und sicher ist auch, dass jedes feldforschende Subjekt irgendwann selbst Anflüge von solchen Gefühlen erlebt hat.

Ausgestorben ist Feldforschung deshalb allerdings mitnichten. Vielmehr erfreut sie sich noch immer fachintern wie auch auf der populären bzw. sekundärwissenschaftlichen Schiene – Fernsehen, Printmedien, Marktforschung – grösster Beliebtheit. Eine Popularität, die freilich eine Kritik evoziert hat, die nicht völlig von der Hand zu weisen ist: So dürfte es zutreffen, dass die Interviewer von heute allzu häufig die Reproduktionen des repopularisierten akademisch-ethnographischen bzw. soziographischen Wissens von gestern wieder einsammeln.<sup>2</sup> Es dürfte ferner zutreffen, dass in all jenen soziokulturellen Gruppen, auf welche sich das ethnographische Interesse besonders gebündelt richtet, alsbald ein Prozess der Professionalisierung der Tätigkeit als Interviewpartner einsetzt und somit die Vor-Stellung von Feldforschung als besonders reiner und unverfälschter Quelle des Wissens schon an dieser Stelle durch gesellschaftliche Wirklichkeit auf Objektseite konterkariert wird. Bereits anhand dieser erkenntnistheoretischen Einwände gegen die Forschung im Felde zeigt sich: Feldforschung liegt zwar nahe, ist selbstverständliches Handwerkszeug der ethnographischen Zunft und mag sogar manches Forschers Lieblingsbeschäftigung sein, zugleich aber ist Feldforschung alles andere als einfach. Zumindest dann nicht, wenn sie der erkenntnistheoretischen Kritik Stand halten und mehr sein soll, als die Legitimation für abwechslungsreiche Reisetätigkeiten, mehr als ein ethnowissenschaftlicher Initiationsritus und mehr als öffentlich gemachte Ausflüge zu sich selbst.

## Handelsbeziehungen

Der Problemstellungen sind aber noch mehr: Feldforschung nämlich – diese Einsicht ist nicht neu – basiert auf der Begegnung zwischen Forschenden und zu Erforschenden und damit auf einem Interaktionsprozess zwischen Menschen. Und genau an dieser Erkenntnis, welche die Volkskunde relativ spät, aber immerhin doch gewonnen und auf ein systematisches Fundament gestellt hat, eröffnet sich ein sozialpsychologisches Problemfeld, das im Vergleich zu den drei genannten erkenntnistheoretischen Problemen riesengross ist. Schon die vorerwähnten Gerüchte über Ethnographen, welche offenbar Hemmungen bei der Annäherung an lebende Forschungsgegenstände haben, verweisen auf die Bodenqualität dieses Problemfeldes, denn es geht um zweckgebundene Annäherungsversuche an Menschen. Menschen, die selten oder nie um diese Annäherungsversuche gebeten haben und von welchen die Forscher gleichwohl etwas erhalten wollen. Was also aufgebaut werden muss, ist eine zwischenmenschliche Beziehung, in welcher – wie in allen zwischenmenschlichen Beziehungen – eine Form des Güteraustausches stattfinden muss, in der also genommen und gegeben wird. Und das betrifft nicht in erster Linie die *kleinen Aufmerksamkeiten*, die der Forschende anzubieten vermag, sondern auch und vor allem die gesamte Palette menschlicher Zuwendung – *interesse* am zu erforschenden Subjekt, Anerkennung oder zumindest Respekt, Aufmerksamkeit, Anteilnahme, Liebe. Schon mit seinem ersten zaghaften Annähe-

rungsversuch macht der feldforschende Wissenschaftler gegenüber den Menschen im Feld zumindest «den immanenten Wert jenes Lebensraums (deutlich), den er studiert».<sup>3</sup>

Wenn sich also etwa ein Feldforschender monatelang allwochenendlich unter der Wiener Reichsbrücke einfindet, sich als Kulturwissenschaftler outet, um das, was junge Burschen an diesem Ort mit ihren Skateboards tun (fotografisch) zu dokumentieren und die Jugendlichen nach ihrem Tun, ihrem Freizeitverhalten, ihren alltagsästhetischen Präferenzen etc. zu befragen, so *nimmt* er am Ende belichtete Filme und bespielte Tonbandkassetten mit nach Hause und referiert einige Wochen später über Skateboarding als Jugendkulturform. *Gegeben* hat er den jungen Männern aber gleichwohl etwas: *Erstens* das Gefühl als interviewte Individuen, als soziale Gruppe und als Träger einer Kulturform wichtig und bedeutsam genug zu sein, um in die Aufzeichnungen des Wissenschaftlers zu gelangen; *zweitens* den Eindruck, skatetechnisch gut genug zu sein, dass der Feldforschende die Kamera hebt und *drittens* den völlig richtigen Eindruck, dem auf dem Gebiet des Skateboarding zunächst weitgehend unwissenden Forscher etwas erklären zu können, das zwar jeder Skateboarder, nicht aber jeder Kulturwissenschaftler weiss.<sup>4</sup> Abgesehen davon, bringt die Anwesenheit eines dokumentierenden und befragenden Wissenschaftlers einen unerwarteten und doch willkommenen *kick* in den ansonsten gleichförmig verlaufenden Samstagnachmittag.<sup>5</sup>

Damit ist der sozial- und kulturwissenschaftlich Feldforschende selbst dann, wenn er kein Hilfsprojekt startet wie die soziologischen Feldforschungspioniere in Mariantal<sup>6</sup>, wenn er sich die Informationen nicht durch Tabakwaren oder Einladungen ins Wirtshaus erkauft, stets nicht nur ein nehmender, sondern zugleich ein gebender Eindringling in die Lebenswelt der oder des zu Erforschenden. Utz Jeggale hat die Feldforschenden vor knapp zwanzig Jahren in die Nähe der «Goldgräber» gestellt oder diese Nähe zumindest mit der von ihm verwendeten Negativschablone *Riehl* angedeutet.<sup>7</sup> Goldsucher, dies wissen wir aus Western-Filmen, sind im allgemeinen profitorientierte und in den Methoden zur Gewinnerzielung nicht gerade zimperliche Charaktere. Es mag sein, dass Riehl bei seiner Form der Gewinnmaximierung nicht eben zimperlich gewesen ist. Es dürfte darüber hinaus zutreffen, dass zahlreiche ethnographische Feldforscher, zumal in Übersee, nicht zimperlich im Umgang mit den zu erforschenden Subjekten gewesen sind, und es ist unzweifelhaft, dass das erforschte Material letztlich oft der Stabilisierung und Ausweitung hegemonialer Bestrebungen gedient hat. Allerdings ist ethnographische Feldforschung selbst dann keine Einbahnstrasse, wenn man unterstellt, dass ein Forscher «taktlos, wann immer er will, in die Zelte gafft» und «sich sein Anwesenheitsrecht mit Zigaretten» erkauft.<sup>8</sup> Man ist auf den ersten Blick ganz ohne Zweifel geneigt, Jeggales ethischen Überlegungen zu folgen und seine Entrüstung zu teilen, die er anhand von Feldfotos des als lässig und überlegen interpretierten Bronislaw Malinowski entwickelt: Mag sein, dass Malinowski auf diesen Bildern als «Herr der Lage» erscheint. Mag sein, dass man aus Malinowskis Körpersprache «auftrumpfendes Gehabe» ablesen kann.<sup>9</sup> Mag weiter sein, dass die Haltung der

abgebildeten, von Malinowski erforschten «Wilden in Nordwest Melanesien» «Ohnmacht» ausdrückt.<sup>10</sup> Wer aber sagt, dass Malinowski während seines gesamten Aufenthalts vor Ort derart aufgetreten ist, wie Jeggles es anhand der Bilder unterstellt? Wer sagt, dass es nicht die Situation des Fotografiert-Werdens ist, welche Forscher wie Erforschte auf ihre je eigene Weise mimisch und gestisch agieren liess? Und wer sagt zum guten Schluss, dass der im einen Moment überlegene Malinowski nicht im nächsten Moment auch ein unterlegener, ängstlicher oder zweifelnder Malinowski sein könnte?

Ich stelle diese Fragen nicht, um den polnischen Feldforschungspionier zu verteidigen, nicht, um Jeggles Unbehagen an ihm zu kritisieren und schon gar nicht, um zu mehr Rüpelhaftigkeit im Feld aufzufordern. Vielmehr spiele ich dieses Spiel einerseits deshalb mit einiger Ausführlichkeit, weil wir alle häufig dazu neigen, die zu Erforschenden schon als Opfer der Ethnographie zu sehen, bevor wir mit ihnen in Kontakt getreten sind; andererseits, weil ich daran Zweifel hege, dass wir eine im Sinne unserer Aufgabestellungen *erfolgreiche* Brücke *ins Feld* überhaupt schlagen können, wenn das Feld keinen *benefit* in unserer Anwesenheit erkennt.<sup>11</sup> Und dabei geht es – wie schon erwähnt – nicht nur um die grossen und kleinen *incentives*, mit welchen Journalisten, Marktforscher oder Privatdetektive Informationsquellen anzapfen und die auch Ethnographen gelegentlich mit *ins Feld* nehmen, sondern in erster Linie um das, was die Feldforschenden den Erforschten allein durch das Interesse vermitteln, das sie ihnen entgegenbringen.

Der Feldforschende – diese Erfahrung haben wir alle schon einmal gemacht – ist für die Erforschten ebenso so interessant wie umgekehrt. Und mehr noch: Der Feldforschende ist als Repräsentant einer Institution, als Studierender oder *Studierter* zwar mitunter den Menschen im Feld sozial überlegen, als Ortsunkundiger, als Nichtbauer, Nichtvolksmusikant oder Nichtskateboarder indessen ist er ihnen auf dem Gebiet dessen, was er erforschen will, in der Regel hoffnungslos unterlegen. Und dies ist durchaus etwas, was die Menschen, die wir zu erforschen versuchen, wahrnehmen und für sich, für ihre politisch gemeinten Intentionen, zur Steigerung ihres Selbstwertgefühls (man könnte auch von Narzissmus sprechen) und für die Witze, die sie über uns reissen, nutzen. Somit steht schlussendlich der theoretischen sozialen Asymmetrie eine kulturell-praktische Symmetrie entgegen: Eine Symmetrie, die auf der wechselseitigen Beobachtung zwischen *eigentlichem* Beobachter und *eigentlich* Beobachtetem beruht.<sup>12</sup> Wir dürfen somit auch unterstellen, dass Malinowskis sogenannte »Wilde« am »zivilisierten« Ethnologen ein fast ebenso lebendiges Interesse entwickelt haben wie er an ihnen, und wir dürfen weiter annehmen, dass sie nicht nur durch die von Jeggles erwähnten Zigaretten von ihm profitierten – und sei es nur, dass sie sich über den Forscher in dessen Abwesenheit erheiterten. Im sozialen System des Feldes sind wir als Forschende Fremdkörper, zweifellos; in den meisten Fällen aber sind wir keine goldsuchenden Pistoleros, keine enteignenden Kolonisatoren, sondern eher mehr oder minder geschickte Handlungsreisende, die offensichtlich genug mitbringen, um etwas dafür zu bekommen. Und unsere Geschäftspartner bleiben so lange mit uns in Handels-

beziehungen, bis diese in eine Schieflage geraten und das, was wir dem Feld an zu bieten haben, zu wenig wird. Hiergegen mag argumentiert werden, dass es sich dennoch um einen Handel zwischen ungleichen Partnern handle, zumal wir all das, was uns die Menschen, deren Leben wir untersuchen, an Wissen preisgeben, am Ende auch gegen diese Menschen und deren Interessen verwenden könnten. Kein Zweifel, dergleichen ist in der Fachgeschichte immer wieder geschehen, und dass dies geschieht, lässt sich in letzter Konsequenz nie vermeiden, auch und mitunter gerade dann nicht, wenn wir uns die Freiheit nehmen, selbst zu definieren, was im Interesse der Erforschten ist und was nicht. Umgekehrt freilich sollte man nicht den Fehler begehen, die Menschen im Feld für zu dumm zu halten, um Chancen und Risiken zu erkennen, welche mit der Präsenz von Feldforschern verbunden sind. Wie Utz Jeggle bekennt, habe er bei der Arbeit in «K.-Dorf» gelernt, dass «die Leute insgesamt genauso clever und kontrolliert», aber freilich auch «so eitel und verführbar» seien wie die Feldforschenden selbst.<sup>13</sup> Feldforschende sind stets Repräsentanten von Institutionen oder werden als solche missverstanden, und insofern können sie sowohl verlängerter Arm von Exekutivbehörden, als auch ein Sprachrohr zu höheren Instanzen oder eine Kolportageagentur für bestimmte Anliegen sein. Die Erinnerung, die Zeitzeugenaussage oder die eigene Lebensgeschichte, reflektiert im biographischen Interview, geraten bewusst thematisiert oder unbewusst impliziert zur Tauschware, welche den Feldforscher zur Gegenleistung veranlasst.<sup>14</sup> Und weil es das gute Recht von Handelspartnern ist, eingegangene Verträge zu kündigen<sup>15</sup>, etwa, wenn der Eindruck entsteht, die Vertragsgemeinschaft sei auf Vorspiegelung falscher Tatsachen zustande gekommen, wenn die Gegenleistung als Wert für das preisgegebene Wissen zu gering erscheint oder aber überhaupt unverkäufliche Muster oder Güter verlangt werden, deren Handel tabuisiert ist.<sup>16</sup>

Weil sich aber die Forschenden oft und gern aufs thematische Glatteis begeben, auf delikaten Gebieten arbeiten und nach Gütern fragen, für die es in den Bezugssozietäten so etwas wie ein Exportverbot gibt, kommen viele Handelsbeziehungen gar nicht erst zu Stande oder werden rasch wieder abgebrochen. Ist ein bestimmtes Thema innerhalb eines bestimmten sozialen Bezugsrahmens *im Feld* indiziert worden – etwa die postnatale Geburtenregelung, das Beutemachen aus Anlass der Vertreibung der Juden oder die Details zur Massenexekution von Zwangsarbeitern 1944 im burgenländischen Rechnitz –, so ist das Wissen darüber nicht verhandelbar.<sup>17</sup>

Die Forscher-Feldbeziehung als Zweckbeziehung – diese Vorstellung ist angesichts vieler individueller Felderfahrungen und der grossen Zahl an mehr oder minder intensiven und mehr oder minder lang andauernden Freundschaften, die aus Feldforschungen resultieren, nicht unbedingt leicht verdaulich, zumal wenn man an erlebte Gastfreundschaft oder an dankbar angenommene praktische Hilfestellungen inmitten unvertrauter Umgebung denkt. Den aus der Tradition hehrer bürgerlicher Ideale gespeisten Glauben an die Zweckfreiheit zwischenmenschlicher Beziehungen jedoch auch noch mit ins Feld zu nehmen, hiesse, den Charak-

ter der Forscher-Feld-Beziehung zu verkennen.<sup>18</sup> Stets wollen wir etwas haben, wenn wir ins Feld gehen, etwas, was unserer Arbeit und unserem Ego dient, etwas, das wir verwerten und gebrauchen können. Stets aber bringen wir auch etwas mit; etwas, das den Wert derer ausdrückt, die wir erforschen, etwas, was die Erforschten als Repräsentationsplattform verstehen, etwas, was sich mit *Beziehungsarbeit* beschreiben liesse und häufig auch etwas, was am Ende auch zum geldwerten Vorteil für die Erforschten geraten kann.

### **Du und ich und die «Invasion des Selbst»<sup>19</sup>**

Mit ins Feld nimmt der Forscher aber freilich auch stets sich selbst. Eine banale Einsicht; vordergründig! Weil aber der Forschende im Feld nicht nur physisch anwesend ist, sondern mit all seinen Vor- und Unter-Stellungen, thematischen Ein- und Ausgrenzungen<sup>20</sup>, Vor-Urteilen und Werthorizonten, Interessensmotivationen und vorab getätigten Literatur- und Theoriestudien im Gepäck ins Feld reist, liegt in der scheinbar banalen Einsicht Dreh- und Angelpunkt der Feldforschung begründet. Mögen Feldtagebuch, Filme und Tonbandkassetten des Feldforschenden zu Beginn der Arbeit auch leer sein, der Kopf des Forschenden ist es durchaus nicht. Und weil im heimischen Arbeitszimmer bereits die Erwartungshaltungen und Hypothesen ausformuliert liegen, weil man mit einem spezifischen Ziel vor Augen die Feldforschung angeht, weil man bestimmte Prägungen von Sympathie und Antipathie nicht einfach hinter sich lassen und im Feld als unbegrenzt aufnahmefähiges *unbeschriebenes Blatt* fungieren kann, ist das Selbst des Forschenden mit dem Interaktionsprozess der Forschung und den Deutungswegen untrennbar verbunden. Schliesslich forschen wir dann als Männer unter Männern, als Frauen unter Frauen oder auch gemischtgeschlechtlich, als Kulturwissenschaftler unter Ingenieuren und Managern<sup>21</sup>, als Städter unter Landbewohnern, als Weisser in Latino-Vierteln<sup>22</sup> oder als emigrierte Tschechin unter Sudetendeutschen in der Bundesrepublik<sup>23</sup>, um am Ende festzustellen, dass die je eigene Konstellation zwischen Forschenden und zu Erforschenden immer zu je eigenen Interaktionsdynamiken im Feld und je eigenen Sichtweisen in der Deutung führt. Stets öffnen wir uns dabei den Horizont, schärfen den Blick und stehen uns zugleich selbst im Weg, haben wir doch gelernt, «dass nichts so ist, wie es aussieht, (... und) dass die Wirklichkeit niemals wirklich wirklich ist, sondern dass sie immer nur so sein kann, wie sie gesehen und gedeutet wird, wie wir sie sehen und deuten.»<sup>24</sup> Dies in der Feldforschung anzuerkennen, zeugt zumindest von Aufrichtigkeit;<sup>25</sup> zugleich aber verweist dieser Tatbestand auf die grundlegende Feldforschungsproblematik *ich seh' etwas, was du nicht siehst*.

Die im Tübinger «Abschied»<sup>26</sup> proklamierte Anlehnung an *harte Fakten*, an Statistik und soziologischer Methodologie war dem Unbehagen am oftmals alchemistischen Charakter überkommener volkskundlicher Methodik geschul-

det.<sup>27</sup> *SPSS statt «Gestalthaftes Sehen»*<sup>28</sup>, so könnte man den Geist des Abschieds in methodologischer Hinsicht auf den Punkt bringen. In Tübingen mutierte Volkskunde vor diesem Hintergrund zur *empirischen Kulturwissenschaft*, wobei Empirie durchaus als Erbsenzählen verstanden wurde; zunächst! Die neue Nüchternheit nämlich währte nicht allzu lange: Vierzehn Jahre nach dem «Abschied» bekennt Utz Jeggle, dass «die Faszination der Soziologie doch nachgelassen» habe, distanziert sich von seinem einstigen Vorhaben einer volkskundlichen Arbeit, die überwiegend aus Zahlenmaterial hätte bestehen sollen<sup>29</sup>, und spricht von der «Rückgewinnung der ethnographischen Dimension».<sup>30</sup> Schon fünf Jahre zuvor hatte Rolf Wilhelm Brednich darauf verwiesen, dass die Soziologie selbst «sich aus einem allgemein spürbaren Unbehagen an den quantitativen exakten <harten> Formen der Befragungsmethoden heraus neuerdings wieder alltäglichen Kommunikationsgewohnheiten» zuwende.<sup>31</sup> «Massenhafte Feldstudien und deren regelmässige und hartnäckige methodische Reflexion»<sup>32</sup> wurden gefordert, die Methoden sollten wieder *weich* werden, nachdem sich die Härte als unhandlich für die ethnographischen Anliegen erwiesen hatte, und um Gefühle sollte es gehen. Mehr noch: Um die «Genauigkeit der Gefühle».<sup>33</sup>

Damit war der Blick auf das Selbst gerichtet und auf das, was sich zwischen Forscher und Feld abspielt, auf Emotionen, auf *psychological stress*, der die Ruhe des Landlebens konterkariert<sup>34</sup>, auf Gewichtszunahmen im Feld und die ulkigen Ernährungsgewohnheiten während der Forschungsarbeit und nicht zuletzt auf die Frage, was im Kopf des jeweiligen Gegenübers alles vorgehen mag.<sup>35</sup>

Dieser Schwenk der Blickrichtung auf das Selbst des feldforschenden Subjekts war sinnvoll, und er war notwendig; vor dem Hintergrund des «You are there because I was there» (James Clifford) vielleicht sogar unausweichlich. Das mit ins Feld gebrachte Gepäck (selbst)kritisch zu überprüfen und über Feldgefühle nachzudenken macht Sinn – kein Zweifel. Zugleich jedoch ist mit der veränderten Blickrichtung ein Feldverhalten neu konstituiert worden, das an die *Beziehungskisten* von einst erinnert und dessen therapeutischer Impetus aufhorchen macht. Immer schon habe die Volkskunde Verhältnisse bessern wollen, «hygienische und psychohygienische», daran hat uns Konrad Köstlin erinnert<sup>36</sup> und damit den allgemein therapeutischen Charakter des Fachs umrissen. Welche Verhältnisse aber werden durch die *nahe liegende* und oft lustvoll zelebrierte Feldforschung<sup>37</sup> verbessert, und wer profitiert am Ende davon?

Feldforschung als die für die Ethnographie (scheinbar) *eigentlich* kennzeichnende Methode der Datenerhebung – so hat es uns Justin Stagl ins Stammbuch geschrieben – gerät für die Protagonisten der Wissenschaft zur weltlichen Mekka-Fahrt, welche die Menschen mit ethnographischem Basiswissen erst zu *wirklichen* Ethnographen mache. Gelingt die Feldforschung, so «führt sie – neben einer neuen ethnographischen Monographie – zu einer neuen Welt- und Selbstsicht des Forschers» und die «Transformation der Persönlichkeit durch Feldforschung gilt



als eine der Hauptbedingungen der Zugehörigkeit zur Ethnologenzunft»<sup>38</sup>. Die durchgeführte Feldforschung gerät somit zum Ritterschlag, zum Initiationsritus im Kontext jenes Teils der ethnographischen *community*, der die Deutungsmacht an sich gezogen hat zwischen *echten* und *falschen* Ethnographen zu unterscheiden. Echt sind am Ende jene, die draussen sind im Feld, und zwar möglichst lange. Echt sind jene, welche die Beziehungsarbeit zum Abenteuer erheben und in ihren Monographien seitenweise von den Erschwernissen der Forschung berichten; ganz so, als seien sie von einer Art multisensorischer *Camel Trophy* zurückgekehrt. Gewiss, Feldforschung ist eine beeindruckende Erfahrung; sie steht oft mit den angenehmen und unangenehmen Begleiterscheinungen des Reisens in Verbindung, führt zuweilen in schäbige Hotels voller Kakerlaken und meistens zu Interaktionen mit Menschen, die man noch nicht kennt. Nur: Haben wir das nicht alle schon gewusst, bevor es uns in der x-ten Monographie noch einmal als Variation referiert wird? Und ist nicht, seit wir den Alltag der Menschen insgesamt ästhetisiert haben und das «Abenteuer gleich um die Ecke»<sup>39</sup> auf uns wartet, das ganze Leben eine beeindruckende Erfahrung?

Es mag übertrieben sein, wenn man die Bedeutung der Feldforschung im Kontext der Ethnowissenschaft gleichsetzt mit jener des Märtyrer-Blutes im Kontext der Kirche, wie Seligman dies getan hat<sup>40</sup>, völlig aus der Luft gegriffen ist dieser Vergleich gleichwohl nicht. Die eigene Arbeitsweise zu skizzieren und Eindrücke davon zu vermitteln, auf welche Weise das Feld auf die Anwesenheit des Forschers und das, was er wissen will, reagiert, ist ein redliches und notwendiges Unterfangen; die eigene Diarrhoe-Erkrankung oder den Verfall in Depressionen indessen zum Markstein einer Monographie zu machen, erscheint zumindest insofern fragwürdig, als es die Wissensproduktion allzu leicht in das Fahrwasser der Abenteuerliteratur lenkt und letztlich nur noch einmal unter Beweis stellt, was ohnehin alle wissen: Feldforschung ist ein hartes Brot. Kaspar Maase hat schon Recht: Wer morgens zum Bäcker geht, will nichts hören «von der schlaflosen Nacht und den Kopfschmerzen der Verkäuferin»<sup>41</sup>, und mehr noch: Die Semmeln werden durch diese Kopfschmerzen nicht besser.<sup>42</sup>

Felderlebnisse zu problematisieren und zur Diskussion zu stellen und die Beschwerlichkeit der Arbeit zu unterstreichen (etwa in Kolloquien oder eben in den publizierten Forschungsergebnissen), dergleichen hat immer auch etwas mit der Selbstrepräsentation der Forschenden zu tun. Und wollen wir, zumal als Vertreter einer unterfinanzierten und nicht immer und überall als prestigeträchtig anerkannten wissenschaftlichen Disziplin nicht auch gerne Helden sein? Helden, die am Ende auch zwischen erstklassigen Forschungen (mit Feldforschung) von zweitklassigen (ohne Feldforschung) unterscheiden...

«Direkte Kommunikation und Massenkommunikation», mit dieser thematischen Rahmensetzung tagte Ende der siebziger Jahre die Deutsche Gesellschaft für Volkskunde.<sup>43</sup> Ein Kongressmotto, das sich wie so oft in der Volkskunde als Ver-

lustgeschichte dechiffrieren lässt. Direkte Kommunikation, das ist die gute alte Form des menschlichen Austausches, der im «Prozess der Zivilisation»<sup>44</sup> (den man – wenn man will – auch als Verlustgeschichte lesen kann<sup>45</sup>) verloren gegangen und der weniger wertvollen, mittelbaren Kommunikation gewichen ist. Direkt kommunizieren und interagieren, das aber wollen auch die Feldforschenden. Direkt, im Lebenszusammenhang, vor Ort und *in home* und natürlich mit Gefühlsausbrüchen und, wenn es denn sein muss, auch mit Tränen auf beiden Seiten. Gereinigt zwar und ergänzt um das Gebot der Selbstreflexion gelangt damit – wie bei einem Paternosterlift nach einem Kabinenumlauf – die längst in den Keller verabschiedete *Authentizität* wieder in das oberste Stockwerk der Ethnowissenschaften. Feldforschung ist damit nicht nur Abenteuertrip und Pfadfinderromantik, sondern zugleich auch die Reise (zurück oder vorwärts?) in kommunikative Sphären, die als *echter*, als *näher beim Menschen* und mithin *empirischer* als andere Forschungsmethoden gelten sollen. Was aber soll dabei gewonnen werden? Mehr Wahrheit durch direkte Kommunikation? Mehr *Zwischenmenschliches* und damit Kompensation dessen, was als Beziehungslosigkeit, Individualisierung und *cocooning* längst als gesamtgesellschaftliches Leiden diagnostiziert worden ist?<sup>46</sup>

Die Seinsgebundenheit der Wissensproduktion lässt sich nicht leugnen, und wie schon angedeutet, kommen die Forscher nicht als unbeschriebene Blätter ins Feld; sie bringen vielmehr auch das mit, was sie als Teil der Gesellschaft und als Individuen prägt<sup>47</sup>: Etwa die Nachfrage nach gesteigerter Erlebnisintensität<sup>48</sup>, nach *dem Zwischenmenschlichen* und nach Erfahrungen aus erster Hand. Seit jeher waren die Ethnowissenschaften ja auch und vor allem Agenturen, die Bilder vom besseren Leben malten und dann auf jene projizierten, die sie anfangs noch *objektiv* zu erforschen vorgaben. Justin Stagl hat darauf hingewiesen, dass die Faszination der Kulturen, die von Ethnologen erforscht werden, auch dadurch bedingt sei, dass sich diese wesentlich von den Herkunftskulturen der Forschenden unterscheiden und häufig das reflektieren, wovon die Ethnowissenschaftler (insgeheim) träumen.<sup>49</sup> Dies gilt zu einem grossen Teil auch für die europäische Binnenethnographie,<sup>50</sup> aber es gilt auf jeden Fall auch und in besonderem Masse für den Prozess der Feldforschung selbst, der nicht nur die mehr oder minder abenteuerlichen Enthüllungen der Erforschten, sondern auch die mitunter recht lustvoll betriebenen Enthüllung des Selbst impliziert und am Ende seitenlange Nabelschau zu produzieren hilft. Der Weg in die Feldforschenden-Supervision ist damit vorgezeichnet, und ihn zu beschreiten ist nur mehr konsequent<sup>51</sup>, jedoch insofern begrüßenswert, als im Supervisionsprozess möglicherweise Probleme bewältigt werden können, die sich sonst am Ende auch noch den Kanal in die ethnographische Öffentlichkeit bahnen müssten.

Als feldforschende Ethnowissenschaftler graben wir gerne in den Tiefen des kollektiven Gedächtnisses<sup>52</sup>, legen wunde Punkte der Psyche frei, nehmen die Täter ins Gebet und solidarisieren uns mit den Opfern<sup>53</sup> und erleben uns dabei ständig als interagierende und kommunizierende Menschen. Als Menschen unter Menschen und doch ein bisschen besser? Ein wenig Stephan Derrick, ein wenig Hans Meiser

– so scheint die ideale Feldforscherpersönlichkeit auszusehen. So wie der schwermütige TV-Ermittler das Elend der Welt an Hand der Mordfälle in Münchner Villenvororten erforscht hat, so versucht Feldforschung die Leichen im Keller zu finden und an ihnen die Welt zu erklären. Und so, wie Hans Meiser im Privatfernsehen regelmässig erfolgreich Menschen dazu animiert hat, ihr Innerstes nach aussen zu stülpen und solcherart allerhand Betroffenheiten zu erzeugen, so strebt ethnographische Feldforschung nach den Befindlichkeiten und Gefühlen der zu Erforschenden.

Als Teil der Gesellschaft stehen wir eben nicht *neben* ihr, sondern in ihrer Mitte, und dies ist auch an unserem Verhalten, unseren Erkenntnisinteressen und Forschungsstrategien nachvollziehbar: *Spannend* soll es vor allem sein und *irgendwie* «Betroffenheit»<sup>54</sup> auslösen; schon im Feld (das erwarten die Feldforschenden) und später in den Publikationen (das erwarten die Rezipienten). Und am spannendsten ist offenbar die (auch selbstreflexive) Nabelschau. Indem wir aber das Feld und die Forscher-Feldbeziehung zum Abenteuer stilisieren und mythifizieren<sup>55</sup>, statten wir die Feldforschung mit jener therapeutischen Kraft<sup>56</sup> aus, an der wir später selbst genesen wollen. *Direkt* kommuniziert und die «Anstrengungen emotionaler Einlassung»<sup>57</sup> überwunden zu haben, ist per se schon der Beginn eines Heilungsprozesses. Und wichtig ist ja nicht in erster Linie, dass man die (selbst)gesetzten Zielhorizonte erreicht, sondern vor allem, dass man sich selbst beobachtend *darüber gesprochen* und *intensive Dialoge geführt* hat...

Wir reisen zu jenen, die wir erforschen wollen, gehen mit ihnen eine Handelsbeziehung ein und machen aus dem erworbenen Handelsgut, was wir wollen. Das ist der *deal*, der der Feldforschung zugrunde liegt. Und zumindest so lange es sich um *gute Menschen* handelt, vereinnahmen wir sie auch gerne und machen sie zu den *unseren*. Für diese *Unseren* entwickeln wir zugleich jene politischen Handlungsempfehlungen und moralischen Kategorien, von welchen wir glauben, dass sie den Feld-Erforschten gerecht würden, wobei wir unsere (urbanen oder urban-intellektuell geprägten) Massstäbe auf die Dörfer, zu den Navajo oder – wie der volkskundliche Tourismuskritiker Hans Haid – ins Hochgebirge tragen und ernennen uns zu Sachwaltern der Erforschten, weil wir zu wissen glauben, was für sie gut ist.

Mehr als einmal ist aus einer Feldbeziehung eine lebenslange Freundschaft erwachsen, und die Charakterisierung der Erforschten mit Hilfe von Possessivpronomina verweist auf das besitzergreifende Wesen von Feldforschenden. Auf diese Weise werden dann nicht nur die Bevölkerungen ganzer Landstriche geistig zu Objekten eigener Visionen vom *richtigen Leben* gemacht, sondern zugleich Reviere abgesteckt, in denen das Jagdrecht ungern geteilt wird. Kommt es am Ende zur Diskussion, gar zur fachlichen Kritik, so gerät das Possessivpronomen zum Totschlagargument nach dem Muster: *Meine Erforschten waren eben anders als die deinigen!* Und mehr noch: Weil der Feldforschende *dort gewesen* ist und mit den Dortigen forschend interagiert hat, haben jene, die zu Hause geblieben sind, auch keine

Legitimation zur Kritik. Betroffenheit und Empathie – und das ist wohl der grösste Vorteil, den die *Betroffenen* aus diesen schöpfen – lassen sich u.a. «auch methodisch als (...) Form(en) der versuchten Nähe sehen» und geraten somit zu einer Strategie, «an seinen Gegenstand näher und mit mehr Recht als andere zu kommen».<sup>58</sup>

### Zu viel Poesie?

«Too much poetry!» – mit diesen lapidaren Worten kommentierte vor einigen Jahren ein englischer Marktforscher, in dessen Auftrag ich die Reaktionen des *deutschen Feldes* auf einen Automobil-Prototyp zu ergründen und zu beschreiben versucht habe, meinen Forschungsbericht. In der Tat: In dem Bemühen, nicht nur einigermaßen *dicht* zu beschreiben<sup>59</sup>, sondern zugleich «klar und schön» zu formulieren, auf dass die Sprache «sich den Gegenständen anschmiegt und die Leute zum Mitdenken»<sup>60</sup> verführen möge, geriet der Ergebnisbericht der Feldforschungen in Deutschland gut doppelt so umfangreich wie jener aus London. Knapp und prägnant möge – so der Marktforscher – ein Forschungsbericht sein, was man u.a. dadurch erzielen könne, dass man die Originalzitate aus Gruppendiskussionen und Einzelinterviews *sinnwährend* auf Stichworte reduziere. Mit dieser Episode sei nicht etwa die Meinung eines britischen Unternehmensberaters und Marktforschers zum Massstab kulturwissenschaftlichen Schreibens erhoben; zumal deshalb nicht, weil dieser Mann mit seiner Einschätzung auch in seinem Metier ziemlich allein auf weiter Flur steht! Vielmehr halten es auch das mittlere Management und die Werbe-Kreativen eher mit dem Narrativen, mit dem *Märchentone*, von dem Theodor Fontane einmal gesagt hat, er sei leichter zu treffen, als die Wahrheit (was immer das auch sei). Den Hintergrund für diese Entwicklung bildet die Einsicht, dass «die quantitative Sozialforschung die fortschreitende Präzision ihrer Ergebnisse mit einer zunehmenden Banalisierung ihrer Erkenntnisse» bezahlt hat.<sup>61</sup> Gefragt sind «Erregende Wahrheit»<sup>62</sup>, Illustrationen und ein nach Möglichkeit eingängiger Schreibstil, und dies gilt weit über den Bereich der Marktforschung (die mithin Vereinfachungen will und wollen muss, weil sie v.a. Entscheidungshilfen verkauft<sup>63</sup>) hinaus. Das muss nicht unbedingt falsch sein, denn wie Hermann Bausinger einmal in einem Interview mit der *Zeit* gesagt hat, beginnt Wissenschaft nicht erst dort, wo man sich im Fussnotengestrüpp verirrt, und ein journalistischer Schreibstil ist per se noch kein Kriterium an dem sich die Unwissenschaftlichkeit eines Textes nachweisen lässt. Dies möchte man leichten Herzens unterschreiben; nicht zuletzt deshalb, weil sich gut Formuliertes leichter nachvollziehen und im Kopf behalten lässt. Allein: Der (Selbst)zwang zum Narrativen lässt eine Tendenz aufkommen, welche uns aus dem Marketing bekannt vorkommt: Nicht das Produkt ist das Produkt, sondern die Kommunikation, in die das Produkt eingepasst wird. Die Form der Vertextlichung des Wissens, das in der Feldforschung (und nicht nur dort) gewonnen wird, ist eben auch eine Form der Vermarktung.<sup>64</sup> Das ist für sich genommen keine

Katastrophe, denn Kompensationsangebote, verstanden als geistige *wellness*-Programme, darf es ja auch geben, und es darf auch damit verdient werden. Offen indessen bleibt die Frage, ob sich die Fachvertreter gerne auf die Rolle der Geschichtenerzähler reduzieren lassen wollen und ob diese Reduktion dem Fach in der Aussenansicht gut tut. Allzu häufig ist es der *maître de plaisir*, der als erster freigesetzt wird, wenn die Mittel knapp werden – ungeachtet der Tatsache, dass auch er geldwerte Produkte liefert.

Volkskunde, zumindest jener starke Ast des Faches, der nicht mit Statistik und Kameralistik in Zusammenhang stand, neigte schon immer zum Märchenton, auch wenn man zuweilen – wie Michael Haberlandt – Wissenschaftliches und Feuilletonistisches schärfer voneinander trennte.<sup>65</sup> Die kreative «Leichtigkeit (jedoch), die den Zwischentönen und überraschenden Sprüngen des sozialen Alltags wie der menschlichen Psyche folgen kann», die Katharina Eisch in der «Poesie des Feldes» erkennt, hat insofern etwas Verführerisches, als sie den federführenden Ethnographen gerne von «bodenständigem, empirischen Ernst» weglockt.<sup>66</sup> Und nicht nur das: Das verlockend Poetische verführt zuweilen auch dazu, die eigenen Anliegen aus den Augen zu verlieren. Es ist schon richtig mit Novalis zu sprechen: «Begeisterung ohne Verstand ist unnütz».<sup>67</sup> Begeisterung und Verstand alleine jedoch nutzen auch nicht viel, solange sie Selbstzweck bleiben. Nichts gegen eine Volkskunde, die sich als *artful science* (Ivan Brady) versteht; zumindest nicht, so lange die Verpackungskunst die Inhalte nicht dominiert und die Inhalte nicht blosser Selbstzweck sind.

Schon Wilhelm Heinrich Riehl schrieb allerhand volkskundlich Poetisches, das er als Wissenschaft verstanden wissen wollte, und das von ihm betriebene *crossover* von Wissenschaft und Literatur widerspiegelt sich in Riehls «Kulturgeschichtliche(n) Novellen».<sup>68</sup> Im Vorwort zu diesen heisst es, dass Riehl aus Büchern «viel mehr (aber) aus seinen Wanderungen durch das schöne deutsche Land, durch das freundlich-verstehende Forschen im Familien-, Gesellschafts-, Gemeindeleben, im deutschen Kaufmanns-, Handwerker-, Bauern-, Lehr- und Beamtenstand» gelernt habe. «Erlerntes, Erlebtes, Erwandertes» habe er sodann weitergegeben «an das deutsche Volk, aus dessen tiefinnerster Seele mit all ihren Vorzügen und Schwächen diese Novellen entsprossen waren.»<sup>69</sup> Modifizierte man die antiquierte Terminologie und ersetzte man *Novellen* durch *Texte*, so fänden diese Worte wohl auch heute noch Applaus, denn *freundlich-verstehen* wollen wir ja noch immer und die *tiefinnerste Seele mit Vorzügen und Schwächen* zu erschliessen, liest sich durchaus modern. Auch heute steigen Kulturwissenschaftler aufs Fahrrad, radeln 17 Tage durch alpine Landschaften, titulieren sich dabei als «Feldforscher»<sup>70</sup> und machen *Erlerntes, Erlebtes* und *Erradeltes* öffentlich. Kein Zweifel: Das Narrative, das Poetische hat Konjunktur, und die Ethnowissenschaften machen mit. Dies ist nicht illegitim, weil Wissenschaft auch ein Teil der Gesellschaft ist, weil sich gesellschaftliche Befindlichkeiten in Wissenschaftler-Persönlichkeiten widerspiegeln und sich Wissenschaft im Übrigen auch an der Nachfrage orientieren muss. Um aber neue und andere Nachfragelagen zu erzeugen, müssen andere Angebote gemacht wer-

den. Um den einst reklamierten Anspruch, Probleme im Verhältnis von Gesellschaft und Kultur aufdecken und einer Lösung näher zu bringen<sup>71</sup>, ist es merkwürdig still geworden. Ein wenig Unbehagen am verbreiteten *Kulturalismus* bricht sich allerdings – mal mehr, mal weniger explizit – auch innerhalb des Faches Bahn.<sup>72</sup>

## Schluss

Fremd- und Selbstbespiegelung, direkte Kommunikation und Authentizität, mythische Überhöhung des Forschungsprozesses, narrative Verarbeitung des gewonnenen Wissens und die Poetisierung ethnographischen Wissens – alles keine Verbrechen gegen die wissenschaftliche Redlichkeit. Gewiss nicht, denn für jeden dieser Aspekte sprechen gute Gründe. Gute Gründe allerdings lassen sich jedoch auch für die kritische Beleuchtung jedes einzelnen dieser Aspekte finden. Beseelt von dem Wunsch nach der *Rückgewinnung der ethnographischen Dimension*, wandten sich jene, die den *Abschied* gewollt hatten, ab von der Welt der harten Realitäten, um weichere Wirklichkeiten zu suchen und übten sich im schönen Schreiben. Das ist nicht verkehrt, weil Wirklichkeit in der Tat nicht auf Zahlen reduzierbar und nicht in Stichworten darstellbar ist. Weil aber die Ethnowissenschaften als «erzählende Wissenschaften»<sup>73</sup> per se eine besondere Nähe zum Kreativen aufweisen, weil die Geisteswissenschaften sich auch als Kompensationsagenturen für das verstehen lassen, was als soziale und psychische Defizite diagnostiziert wird, ist deren Handeln – so auch die Feldforschung – auch unter diesen Gesichtspunkten zu untersuchen. Feldforschung scheint in dieser Hinsicht besonders attraktiv, weil sich in ihr und ihren Rahmenprogrammen (Selbstreflexion, Supervision) Erfahrungsmöglichkeiten bieten, welche die Alltage jenseits von Feldforschung vermissen lassen. Paul Watzlawick spricht im Zusammenhang mit seiner therapeutischen Tätigkeit von der grossen Zahl hoch qualifizierter Klienten, die sich der «inneren Leere wegen» dem Kokain oder dem Therapeuten zuwenden, um solcherart das Irrationale wieder in ihr sonst so nüchternes Leben zu holen.<sup>74</sup> Feldforschung lässt sich nicht nur, aber auch als ein (selbst-)therapeutischer Ansatz verstehen, mit dessen Hilfe gesucht wird, was im Alltag sonst offenbar nicht mehr zu finden ist.

Und die Menschen? Jene, welche die Ethnowissenschaften zu erforschen aufgebrochen sind, scheinen vor diesem Horizont – wenn sie denn je im Vordergrund standen – zunehmend weiter in den Hintergrund zu treten. Zumindest in ihrer Eigenschaft als *Gesellschaft* verlieren wir die Menschen ein wenig aus dem Blickfeld, während wir sie gerne als Reflektoren des Selbst und als *counterparts* für die Interaktionsreflexionen ins Zentrum rücken. Damit sei nicht gesagt, dass vorausgegangene Forschergenerationen selbstlos geforscht hätten und auch einem Verzicht auf Methodologie-Diskussionen sei hiermit nicht das Wort geredet. Anders als heute (man sehe mir die pointierte Formulierung nach) kam man, bevor man das «Dazwischen» ins Zentrum aller Überlegungen stellte, immerhin noch zu Material,

während man heute vor allem darüber spricht, wie man zu Material kommen könnte, kommt oder gekommen ist. Eine Kritik, die auch bei Konrad Köstlin anklingt, wenn es heisst, dass die «Betonung der Methodologie» ihre «eigene Wertigkeit bekommen» habe und «ihre Kraft beim eigentlichen Zugriff» verliere, zu welchem es am Ende gar nicht mehr kommt.<sup>75</sup>

Da mag es wohl argumentativ einleuchtend sein, dass auch gescheiterte Feldforschungen mit der richtigen Argumentation rückwirkend zu gelungenen Feldforschungen erklärt werden können, weil auch das Scheitern Rückschlüsse auf den Gegenstand zulässt.<sup>76</sup> Fragwürdig erscheint ein solches Unterfangen aber allemal. Fragwürdig nicht nur im Kontext der *scientific community*, die damit dazu angeregt wird, nur noch sich selbst und ihre Forschungsprozesse zu beschreiben, sondern fragwürdig auch im Blick auf die Außenwahrnehmung der Fachdisziplin. Eine Disziplin, von der wir alle spüren, dass sie *boomt* und von der wir doch fürchten müssen, dass sie sich «im Abwind»<sup>77</sup> befinde; eine Disziplin auch, die vor dem Hintergrund wissenschaftspolitischer Entwicklungen und verschärfter Verteilungskämpfe ihre Existenzberechtigung verstärkt unter Beweis stellen muss.

## Anmerkungen

- <sup>1</sup> Riehl selbst beklagt u.a. die Mehrfachbelastung durch Wandern, Gepäcktransport, Quartiersuche und Forschung. (Wilhelm Heinrich Riehl: *Wanderbuch*. [Zweiter Teil zu «Land und Leute».] Stuttgart 1903, S. 5). Eine Klage, die insofern zu relativieren ist, als Riehl mitunter vorgeblich erwanderte Strecken bequem mit der Eisenbahn zurückgelegt hat. Leopold Schmidt: *Die Entdeckung des Burgenlandes im Biedermeier*. Studien zur Geistesgeschichte und Volkskunde Österreichs im 19. Jahrhundert. Eisenstadt 1959 (= *Wissenschaftliche Arbeiten aus dem Burgenland* 25), S. 122
- <sup>2</sup> Ulrich Beck spricht von der «Sekundärverwissenschaftlichung» der Gesellschaft, die «das Machtgefälle, das das Verhältnis von Wissenschaft, Praxis und Öffentlichkeit» gekennzeichnet hat, auflöst. (Folgeprobleme der Modernisierung und die Stellung der Soziologie in der Praxis. In: Ders. [Hg.]: *Soziologie und Praxis. Erfahrungen, Konflikte, Perspektiven*. Göttingen 1982, S. 3–23, hier S. 10–11). Rolf Lindner indessen hat am Beispiel der – von Sozialarbeitern kultivierten – hip hop-Kultur junger Türken in Deutschland auf die »Authentizitätsfalle« verwiesen, in welche der Feldforschende «tappen» könnte, nähme er an, dass (was die Protagonisten selbst sagen) deutsch-türkischer hip hop ein «autonomer Ausdruck der Straße sei». Rolf Lindner: *Die Stunde der Cultural Studies*. Wien 2000, S. 103–104. Zur Verwissenschaftlichung des Feldes vgl. auch: Ders.: *Kulturtransfer. Zum Verhältnis von Alltags-, Medien- und Wissenschaftskultur*. In: Wolfgang Kaschuba (Hg.): *Kulturen – Identitäten – Diskurse. Perspektiven Europäischer Ethnologie*. Berlin 1995, S. 31–44
- <sup>3</sup> Klaus-Peter Köpping: Ist die Ethnologie auf dem Wege zur Mündigkeit? Einige erkenntnistheoretische Anmerkungen zur teilnehmenden Beobachtung. In: *Paideuma* 26 (1980), S. 21–40, hier S. 29
- <sup>4</sup> Diese Gefühle werden freilich dann noch erheblich gesteigert, wenn glaubhaft gemacht werden kann, dass die Arbeit einen Rückfluß in Form von Fotoabzügen oder öffentlich gemachtem Wissen nach sich ziehen wird. Peter F. N. Hörz: *Skate or die!* Wiener Zeitung, 18.10.1991, ders.: *Beton macht Spaß – Annäherung an die jugendliche Subkultur der Skater*. In: *Deutsche Jugend. Zeitschrift für die Jugendarbeit* 1/1994, S. 33–37, ders.: *Die anarchischen Artisten: Das Skateboard – ein Lieblingsspielzeug der Jugend*. Wiener Zeitung, 11. Juli 1997
- <sup>5</sup> Diese Abwechslung ist unter methodologischen Gesichtspunkten freilich nicht immer erwünscht und wird häufig als Störung der wirklichen Wirklichkeit gefürchtet.
- <sup>6</sup> Die Protagonisten dieser soziographisch-feldforscherischen Pionierarbeit führten in der von Massenerwerbslosigkeit gezeichneten niederösterreichischen Gemeinde nicht nur verschiedene Methoden der Feldforschung, sondern auch Hilfsprogramme für die erwerbslosen Einwohner – Kleideraktion, Schnittzeichenkurse, ärztliche Behandlung, Mädchenturnkurs etc. – durch. In der methodischen Einführung der veröffentlichten Studie heißt es: «Es war unser durchgängig eingehaltener Standpunkt, daß kein einziger unserer Mitarbeiter in der Rolle des Reporters und Beobachters in Marienthal sein durfte, sondern daß sich jeder durch irgendeine, auch für die Bevölkerung nützliche Funktion in das Gesamtleben nützlich einzufügen hatte.» Paul Lazarsfeld: *Einführung*. In: Marie Jahoda, Paul Lazarsfeld, Hans Zeisel: *Die Arbeitslosen von Marienthal. Ein soziographischer Versuch über die Wirkungen langandauernder Arbeitslosigkeit*. Frankfurt/M. 1975 (zuerst Leipzig 1933), S. 28–30
- <sup>7</sup> Utz Jeggle: Zur Geschichte der Feldforschung in der Volkskunde. In: Ders. (Hg.): *Feldforschung. Qualitative Methoden der Kulturanalyse*. Tübingen 1984 (= *Untersuchungen des Ludwig-Uhland-Instituts der Universität Tübingen* 62), S. 11–46, hier S. 25
- <sup>8</sup> Ebd., S. 33–34
- <sup>9</sup> Ebd., S. 31–33
- <sup>10</sup> Ebd., S. 32
- <sup>11</sup> Als Brückenschlag ins Feld seien hier all jene Formen der Forschung bezeichnet, welche eine Interaktion zwischen Forschern und zu Erforschenden und nicht nur distanzierte Beobachtung voraussetzen.
- <sup>12</sup> Rolf Lindner: *Die Angst des Forschers vor dem Feld*. In: *Zeitschrift für Volkskunde* 77 (1981), S. 51–66, hier S. 54
- <sup>13</sup> Utz Jeggle: *Geheimnisse der Feldforschung*. In: Heide Nixdorff/Thomas Hauschild (Hg.): *Europäische Ethnologie. Theorien- und Methodendiskussion aus ethnologischer und volkskundlicher Sicht*. Berlin 1983 (= *Veröffentlichungen des Museums für Völkerkunde Berlin, Staatliche Museen Preußischer Kulturbesitz*), S. 187–204, hier S. 199
- <sup>14</sup> Unlängst besonders deutlich und mit allen polit-dynamischen Konsequenzen dargestellt in einer Feld-Reflexion von Franziska Becker: *Die Macht des Feldes. Feldforschung und Politisierung vor Ort*. In: Katharina Eisch/Marion Hamm (Hg.): *Die Poesie des Feldes: Beiträge zur ethnographi-*



- sehen Kulturanalyse. Tübingen 2001 (=Untersuchungen des Ludwig-Uhland-Instituts der Universität Tübingen 93), S. 26–47
- <sup>15</sup> Dem Recht zum Aufbau der Tauschbeziehung Feldforschung entspricht das Recht, diese zu beenden oder zu verweigern. Zu den Rechten der Menschen gegenüber der Wissenschaft vgl.: Albert Illien/Utz Jeggle: Zum Recht der kleinen Leute auf wissenschaftliches Verstanden werden. In: Konrad Köstlin/Kai Detlev Sievers (Hg.): Das Recht der kleinen Leute. Festschrift für Karl-Sigismund Kramer. Berlin 1976, S. 89–97; Utz Jeggle: Geheimnisse der Feldforschung, S. 190
- <sup>16</sup> Utz Jeggle: Geheimnisse der Feldforschung, S. 190
- <sup>17</sup> Zur Vergeblichkeit der Annäherung an das Nicht-Verhandelbare in Rechnitz vgl. das Kapitel »Rechnitz« in: Peter F. N. Hörz: Jüdische Kultur im Burgenland. Historische Fragmente, volkskundliche Analysen. Dissertation. 2 Bde. Wien 2001, Bd. 2, S. 359–396. Zu Fragen lokaler Kommunikationsgeflechte und deren Auswirkungen auf Feldforschung vgl. auch: Jeanne Favret-Saada: Die Wörter, der Zauber, der Tod: Der Hexenglaube im Hainland von Westfrankreich. Frankfurt/M. 1979, besonders S. 49–59
- <sup>18</sup> Zur Zweckrationalität zwischenmenschlicher Beziehungen vgl.: Pierre Bourdieu: Ökonomisches Kapital, kulturelles Kapital, soziales Kapital. In: Reinhard Kreckel (Hg.): Soziale Ungleichheiten. Göttingen 1983 (=Soziale Welt, Sonderband 2), S. 183–198; Raimund Ottow: »Freundschaft« in der bürgerlichen Gesellschaft. In: Prokla, Zeitschrift für kritische Sozialwissenschaft, Heft 87, 1992, Nr. 2, S. 310–322
- <sup>19</sup> Wolfgang Müller-Funk: Die Invasion des Selbst. Wie das Erzählen in die Geschichte kommt. In: Süddeutsche Zeitung, 27./28.02.1999
- <sup>20</sup> Elisabeth Timm: Eine mißachtete Bedeutung oder: Das Skript im Kopf der Forscherin. In: Katharina Eisch/Marion Hamm (Hg.): Die Poesie des Feldes, S. 112–123
- <sup>21</sup> Bernd-Jürgen Warneken/Andreas Wittel: Die neue Angst vor dem Feld. Ethnographisches research up am Beispiel der Unternehmensforschung. In: Zeitschrift für Volkskunde 93(1997), S. 1–16
- <sup>22</sup> Mike Davis: Magical Urbanism. Latinos Reinvent the US-City. London 2000
- <sup>23</sup> Libuse Volbrachtová: Qualitative Methoden der Feldforschung. Vor- und Nachteile eines subjektiven Erkenntnisprozesses am Beispiel der Integration der Sudendenten in Baden-Württemberg. In: Katharina Eisch/Marion Hamm (Hg.): Die Poesie des Feldes, S. 75–88
- <sup>24</sup> Konrad Köstlin: Der Tod der Neugier, oder auch: Erbe – Last und Chance. In: Zeitschrift für Volkskunde 91 (1995) 1, S. 47–64, hier S. 48
- <sup>25</sup> Bronislaw Malinowski: Das Geschlechtsleben der Wilden in Nordwest-Melanesien. (Bronislaw Malinowski: Schriften in vier Bänden, hg. v. Fritz Kramer.) Frankfurt/M. 1979 S. 312
- <sup>26</sup> Hermann Bausinger/Gottfried Korff/Martin Scharfe/Rudolf Schenda (Hg.): Abschied vom Volksleben. Tübingen 1970 (=Untersuchungen des Ludwig-Uhland-Instituts der Universität Tübingen 27)
- <sup>27</sup> Vgl. etwa: Horst Neißer: Statistik, eine Methode der Volkskunde. In: Ebd., S. 105–123; oder: Rudolf Schenda: Einheitlich – urtümlich – noch heute. Probleme der volkskundlichen Befragung. In: Ebd., S. 124–154
- <sup>28</sup> Olaf Bockhorn: Vom »gestalthaften Sehen« zur Kulturgeschichtsschreibung«. In: Wolfgang Jacobeit/Hannjost Lixfeld/Olaf Bockhorn (Hg.): Völkische Wissenschaft. Gestalten und Tendenzen der deutschen und österreichischen Volkskunde in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts. Wien/Köln/Weimar 1994, S. 617–628, hier S. 620
- <sup>29</sup> Utz Jeggle: Zur Geschichte der Feldforschung in der Volkskunde, S. 12 (auch Anm. 9)
- <sup>30</sup> Ebd., S. 13 (Das Zitat ist im Original durch kursiven Satz hervorgehoben)
- <sup>31</sup> Rolf Wilhelm Brednich: Zur Anwendung der biographischen Methode in der volkskundlichen Feldforschung. In: Jahrbuch für ostdeutsche Volkskunde 22 (1979), S. 279–330, hier S. 281
- <sup>32</sup> Utz Jeggle: Zur Geschichte der Feldforschung in der Volkskunde, S. 46
- <sup>33</sup> Ebd., S. 44
- <sup>34</sup> Ebd., S. 30
- <sup>35</sup> Folgt man Utz Jeggle, so will der Kulturforscher »nicht nur wissen, was der Mund sagt, sondern auch, wie der Mundwinkel ein Fragezeichen setzt« und damit mentale Strukturen entdecken. Darin und im Entschlüsseln des Ungesagten und der verweigerten Auskunft besteht erst »die hohe Kunst empirischer Kultur-Feldforschung«. Utz Jeggle: Verständigungsschwierigkeiten im Feld. In: Ders. (Hg.): Feldforschung, S. 93–112, hier S. 93–94
- <sup>36</sup> Konrad Köstlin: Ethnographisches Wissen als Kulturtechnik. In: Ders./Herbert Nikitsch (Hg.): Ethnographisches Wissen. Zu einer Kulturtechnik der Moderne. Referate der Tagung »Ethnographisches Wissen als Kulturtechnik« im Internationalen Forschungszentrum Kulturwissenschaft (IFK),

- 6.–8. November 1997. Wien 1999 (=Veröffentlichungen des Instituts für Volkskunde der Universität Wien 18), S. 9–30
- <sup>37</sup> Waltraud Bellwald/Fritz Franz Vogel (Hg.): Die Lust am Feld. Festschrift für Paul Hugger. Zürich 1995
- <sup>38</sup> Justin Stagl: Feldforschung als Ideologie. In: Hans Fischer (Hg.): Feldforschungen. Berlin 1985, S. 289–310, hier S. 289
- <sup>39</sup> Pascal Bruckner/Alain Finkielkraut: Das Abenteuer gleich um die Ecke. Kleines Handbuch der Alltagsüberlebenskunst. München/Wien 1981
- <sup>40</sup> Vgl.: Klaus-Peter Köpping: Ist die Ethnologie auf dem Wege zur Mündigkeit? hier S. 21
- <sup>41</sup> Kaspar Maase: Das Archiv als Feld? Überlegungen zu einer historischen Ethnographie. In: Katharina Eisch/Marion Hamm (Hg.): Die Poesie des Feldes, S. 255–270, hier, S. 270
- <sup>42</sup> Die unter erschwerten Bedingungen erbrachte Arbeitsleistung soll hiermit nicht entwertet werden; allein: Wer arbeitet schon unter leichten Bedingungen, und hat nicht der Kunde (oder auch der Leser der auf Feldforschung aufbauenden Wissensprodukten) auch ein Recht darauf, von den persönlichen Dingen des Lieferanten unbehelligt zu bleiben?
- <sup>43</sup> Hermann Bausinger/Elfriede Moser-Rath (Hg.): Direkte Kommunikation und Massenkommunikation. Referate und Diskussionsprotokolle des 20. Deutschen Volkskunde-Kongresses in Weingarten. Tübingen 1976 (=Untersuchungen des Ludwig-Uhland-Instituts 41)
- <sup>44</sup> Norbert Elias: Über den Prozeß der Zivilisation. Soziogenetische und psychogenetische Untersuchungen. Zwei Bände. 17. Aufl. Frankfurt/M. 1992
- <sup>45</sup> Zu diesen Um-Interpretationen vgl. auch: Konrad Köstlin: Die »Historische Methode« der Volkskunde und der »Prozeß der Zivilisation« des Norbert Elias. In: Dieter Harmening/Erich Wimmer (Hg.): Volkskultur – Geschichte – Region. Festschrift für Wolfgang Brückner. Würzburg 1990, S. 58–76
- <sup>46</sup> Rolf Lindner hat darauf hingewiesen, dass (Feld-)Forschung auch unter dem Gesichtspunkt der »Ersatz-Abweichung«, des temporären Andersseinwollens und -könnens durch das Mit(er)leben des fremden Lebens zu betrachten sei. Rolf Lindner: Wer wird Ethnologe? In: Ina-Maria Greverus/Konrad Köstlin/Heinz Schilling (Hg.): Kulturkontakt – Kulturkonflikt. Zur Erforschung des Fremden. Frankfurt/M. 1988 (= Notizen 28, Bd. 1), S. 99–107). Feldforschung tritt damit freilich in eine Wesensverwandtschaft mit der touristischen Reise, der ritualisierten Kurzzeitflucht in andere Alltage und kann gleichsam als Kuraufenthalt verstanden werden, der dem Forschenden das Leiden am eigenen Sosein erträglich macht.
- <sup>47</sup> Ein Umstand, der das Ideal einer skriptfreien, quasi durch Vorbildung unbelasteten Feldforschung zumindest relativiert. Mag sein, dass das Detailfragen wie etwa Interesse an Kühen erst vor Ort durch das Sosein der zu Erforschenden geweckt wird (Evan Edward Evans-Pritchard: Some Reminiscences and Reflections on Fieldwork. In: Journal of the Anthropological Society in Oxford IV [1973], Nr. 1, S. 1–12, hier S. 2), mag sein, dass es sinnvoll ist, das Skript im Feld zu überarbeiten oder gar völlig umzuwerfen, gleichwohl bleibt stets eine Vielzahl von Erwartungshaltungen, Unterstellungen und Vor-Urteilen aufrecht. Zum Thema Skript vgl. auch: Elisabeth Timm: Eine mißachtete Bedeutung oder: Das Skript im Kopf der Forscherin.
- <sup>48</sup> Gerhard Schulze: Die Erlebnisgesellschaft: Kultursoziologie der Gegenwart. Frankfurt/M./New York 1992
- <sup>49</sup> Etwa durch geographische Abgeschlossenheit, Homogenität, Vielfalt, Exotismus, Überschaubarkeit und Statik. Justin Stagl: Feldforschung als Ideologie, S. 297
- <sup>50</sup> Zumindest so lange es sich bei den Erforschten um jene handelt, die wir politisch korrekt vorab schon als die Guten erkannt zu haben glauben.
- <sup>51</sup> Barbara Wittel-Fischer: »Das Unbewußte ist unbestechlich«. Supervision in der Tübinger Empirischen Kulturwissenschaft. In: Katharina Eisch/Marion Hamm (Hg.): Die Poesie des Feldes, S. 140–160
- <sup>52</sup> Z.B. Elisabeth Timm: Reaktionen auf die Reutlinger Geislerschießung 1945. Eine Studie zum kollektiven Gedächtnis. Tübingen 1997 (=Studien und Materialien des Ludwig-Uhland-Instituts 18)
- <sup>53</sup> Dabei ignorieren wir mitunter die Gefahr, moralische Entrüstung mit wissenschaftlichem Verstehen zu verwechseln.
- <sup>54</sup> Ein anderer Begriff für »Engagement«? Norbert Elias: Engagement und Distanzierung. Arbeiten zur Wissenssoziologie I. Frankfurt/M. 1983
- <sup>55</sup> Marion Hamm spricht vom »eigenartigen Zauber«, den sie am Beginn ihrer Feldforschungen in London verspürt habe. (»Vat ist all zis poetic business? Poetische Sinnkonstruktion als Gedächtnisstrategie im Feld deutschen und jüdischen Erinnerns«. In: Katharina Eisch/Marion Hamm (Hg.):

- Die Poesie des Feldes, S. 161–183, hier S. 168). Ins Mythische verweist freilich auch der Titel von Franziska Beckers »Macht des Feldes«.
- <sup>56</sup> Dabei werden u.a. Anleihen aus Psychoanalyse und Psychotherapie genommen, welche darauf verweist, dass «das Verstehen libidinös besetzt» ist, und dass der Analytiker schonungslose Einblicke gewinnen will, welche sichtbar zu machen «nicht schädlich und eigennützig, sondern produktiv und altruistisch ist.» Und weil es im Feld, anders als in der Psychotherapie, zwar bestimmte Rahmenseetzungen für die Handelsbeziehung Forschung, nicht aber ein geregeltes Therapeuten-Klienten-Verhältnis gibt, steht Feldforschung auch für einen Experimentierraum, in welchem Wünsche nach Bewunderung, Geltung und Sicherheit zu befriedigen gesucht werden. Wolfgang Schmidbauer: Wenn Helfer Fehler machen. Liebe, Missbrauch und Narzissmus. Reinbek bei Hamburg 1997, S. 61–62
- <sup>57</sup> Katharina Eisch: Erkundungen und Zugänge I: Feldforschung. Wie man zu Material kommt. In: Klara Löffler (Hg.): Dazwischen. Zur Spezifik der Empirien in der Volkskunde. Hochschultagung der Deutschen Gesellschaft für Volkskunde in Wien 1998. Wien 2001 (=Veröffentlichungen des Instituts für Europäische Ethnologie der Universität Wien 20), S. 27–46, hier S. 36
- <sup>58</sup> Konrad Köstlin: Der Tod der Neugier, S. 59
- <sup>59</sup> Clifford Geertz: Dichte Beschreibung. Beiträge zum Verstehen kultureller Systeme. 4. Aufl. Frankfurt/M. 1995
- <sup>60</sup> Utz Jeggle: Diskussionsbeitrag in: Hermann Bausinger/Utz Jeggle/Martin Scharfe/Eberhard Knödler-Bunte/Rolf Lindner: Zugangsweisen: Kultur und Gesellschaft. In: Ästhetik und Kommunikation 42 (1980), S. 99–105, hier S. 101
- <sup>61</sup> Utz Jeggle: Feldforschung, Einband-Rückseite
- <sup>62</sup> Wolfgang Alber: Erregende Wahrheit. Journalismus als Feldforschung. In: Katharina Eisch/Marion Hamm (Hg.): Die Poesie des Feldes, S. 233–254
- <sup>63</sup> Eigenen Beobachtungen zufolge, ist die These, wonach kulturwissenschaftliche Arbeit für Unternehmen eine PowerPointisierung des Wissenstransfers evoziere (Andreas Wittel: Produktivkraft Kultur und warum ethnographisches Wissen in der Ökonomie trotzdem nicht der allerletzte Schrei ist. In: Tübinger Korrespondenzblatt 52 (2001), S. 4–31, hier S. 30) nur teilweise aufrechtzuhalten.
- <sup>64</sup> Konrad Köstlin: Der Tod der Neugier, oder auch: Erbe – Last und Chance, S. 59
- <sup>65</sup> Haberlandt, auf den eine in die Hunderte gehende Zahl von Zeitungsbeiträgen zurückgehen, unterschied scharf zwischen seinen wissenschaftlichen und «literarischen Arbeiten». Michael Haberlandt: Meine Lebensarbeit. In: Wiener Zeitschrift für Volkskunde 45 (1949), S. 66–68, hier S. 67
- <sup>66</sup> Katharina Eisch: Einleitung. In: Dies./Marion Hamm (Hg.): Die Poesie des Feldes, S. 11–23, hier S. 12
- <sup>67</sup> Ebd.
- <sup>68</sup> Wilhelm Heinrich Riehl: Kulturgeschichtliche Novellen aus tausend Jahren deutscher Geschichte. (Auswahl von Fritz Luckau.) Reutlingen 1929 (zuerst Stuttgart 1899)
- <sup>69</sup> Fritz Luckau: Vorwort. In: Ebd., S. 5–6
- <sup>70</sup> Roland Girtler: Über die Grenzen. Ein Kulturwissenschaftler auf dem Fahrrad. Frankfurt/M./New York 1991. Als Feldforscher bezeichnet sich Girtler v.a. auf den S. 20–27
- <sup>71</sup> Helmut P. Fielhauer: Volksmedizin – Heilkulturwissenschaft. Grundsätzliche Erwägungen anhand von Beispielen aus Niederösterreich. In: Olaf Bockhorn/Reinhard Johler/Gertraud Liesenfeld (Hg.): Helmut P. Fielhauer: Volkskunde als Demokratische Kulturgeschichtsschreibung. Wien 1987, S. 52–74, hier S. 52 (zuerst: Mitteilungen der Anthropologischen Gesellschaft in Wien, Bd. CII (1972), S. 114–136)
- <sup>72</sup> Z.B. Wolfgang Kaschuba: Kulturalismus. Vom Verschwinden des Sozialen im gesellschaftlichen Diskurs. In: Ders. (Hg.): Kulturen – Identitäten – Diskurse. Perspektiven Europäischer Ethnologie. Berlin 1995, S. 11–30
- <sup>73</sup> Odo Marquard: Über die Unvermeidlichkeit der Geisteswissenschaften. In: Ders.: Apologie des Zufälligen. Philosophische Studien. Stuttgart 1986, S. 98–116, besonders S. 102–110
- <sup>74</sup> Paul Watzlawick: Vom Unsinn des Sinns oder: Vom Sinn des Unsinn. München 1995 (zuerst Wien 1992), S. 34
- <sup>75</sup> Konrad Köstlin: Im Feld. Zwischen Nähe und Distanz. In: Klara Löffler (Hg.): Dazwischen, S. 7–11, hier S. 8. Ähnlich argumentiert auch: Renato Rosaldo: Culture and Truth. Boston 1989, S. 7
- <sup>76</sup> Katharina Eisch: Einleitung, S. 16. Weniger radikal, aber in dieselbe Richtung argumentieren Sherryl Kleinman und Marth A. Copp: Emotions and Fieldwork. Newbury Park/London 1993 (=Qualitative research methods v. 28), S. 55
- <sup>77</sup> Wolfgang Brückner: Volkskunde im Abwind. In: Bayerische Blätter für Volkskunde. 4/1992, S. 193–196